

**DROEMER** 



**JENS FÖRSTER**  
**SCHUBLADE AUF,  
SCHUBLADE ZU**

**Die verheerende Macht  
der Vorurteile**

**DROEMER** 

**Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.droemer.de](http://www.droemer.de)**

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich die Verlagsgruppe Droemer Knaur zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen. Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO<sub>2</sub>-Ausstoßes einschließt. Weitere Informationen finden Sie unter: [www.klimaneutralerverlag.de](http://www.klimaneutralerverlag.de)



Originalausgabe Mai 2020  
Droemer Verlag  
Ein Imprint der Verlagsgruppe  
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München  
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit  
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.  
Redaktion: Sabine Wünsch  
Covergestaltung: © [www.lilliflux.de](http://www.lilliflux.de) / M. Memminger  
Satz: Adobe InDesign im Verlag  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
ISBN 978-3-426-27790-4

*Für Manfred, Frank und Jan  
und alle anderen mutigen, aufrechten Menschen*



# Inhalt

Einleitung: Wenn Normale verrücktspielen	9
--	---

## Teil I

### **Vorurteile, Diskriminierung und Stereotype – Von was reden wir hier eigentlich?**

17

Das ABC der Psychologie	21
Wo beginnt Diskriminierung?	33
Manchmal diskriminierst auch du!	42

## Teil II

### **Unbewusste Vorurteile**

47

Von Schubladen und schnellen Schüssen	52
»Wo kommst du eigentlich her?« – Fettnäpfchenkunde	66
Die Last der Vorurteile – Von sich selbst erfüllenden Prophezeiungen	72
Gruppen und ihre Regeln sind Wegweiser – Wehe den Andersdenkenden!	83
»Wir sind Papst!« – Von sinnlosem Rudeldenken	96
Spaßfreie Zone? Wann Stereotype nicht witzig sind	106

## Teil III

### **Bewusste Vorurteile**

111

Schwarz-Weiß-Denken: »Klassischer« und »moderner« Rassismus	117
Der nette Grabscher: »Moderner« und »ambivalenter« Sexismus	121

Homophobie oder: Wer hat Angst vorm schwulen Mann?	127
Wir da oben, die da unten – Soziale Dominanzorientierung	130
Nach oben buckeln, nach unten treten –	
Autoritäre Persönlichkeit und Rechtsautoritarismus	134
Die Grenzen der Messung von Vorurteilen	141
Unsicherheit – Mit Sicherheit nicht gut für das Gute in uns	148

#### Teil IV

### Wie wir das Atom spalten

#### 155

Was Diskriminierung alles anrichten kann – Die Opfer	159
Regeln und Gesetze geben Struktur	164
Vom Südseekönig und vom Gendern	168
Mehr Rollstühle in der Nebenrolle	172
Den Scheinwerfer auf die Stärken richten	174
Denk mal nicht an Eisbären! – Der Bumerang-Effekt	179
Die Erklärung für einen Unterschied	
macht den Unterschied	185
»Mann, bist du blöd!« – Hundsgemeine Glaubenssätze	193
Gegensteuern – Offenen Auges, blindlings oder per Quote?	197
»Eine Welt« – Warum geht das nicht?	206
Bildung als Prophylaxe	218
Vom Selbstwert zur Wertschätzung der anderen	223
Die »Kontakthypothese« oder: <i>Love rules</i>	236
 Schluss (mit lustig)	 245
 Danksagung	 251
Literaturempfehlungen	253
Anmerkungen	264

## Einleitung: Wenn Normale verrücktspielen

Der Applaus ebbt langsam ab. Ich trinke einen Schluck Wasser, bevor die Diskussion losgeht. Die Moderatorin, Frau Molitor<sup>1</sup>, übergibt mir einen Blumenstrauß und eine »gute Flasche Wein vom besten Winzer des Ortes«, wie sie ins Mikrofon verlauten lässt. Noch bevor sie das Publikum zu Fragen ermuntern kann, winkt ein Mann, geschätzt Mitte dreißig, ungeduldig mit der Hand. »Wie wunderbar«, freut sich Frau Molitor, »Sie sehen, Herr Förster, wie sehr uns das Thema hier bewegt ...« Der Mann unterbricht sie barsch. »Ich finde es, entschuldigen Sie, Herr Professor, ein Unding, dass Sie die Schuld am digitalen Wahn allein den Eltern geben. Mein Name ist René Wittlich, ich bin dreifacher Vater, JA!, dreifach! Das gibt es noch in diesem Land. Ich habe mich immer wieder bemüht, meine Kinder von Handys fernzuhalten. Und nun kommen Sie und sagen uns: ›Versucht's mal mit Erziehung!‹ – Das ist, mit Verlaub, eine Unverschämtheit.«

Ich mag starke Reaktionen, räuspere mich kurz und will zur Antwort ansetzen, da erhebt sich eine feine Dame aus der ersten Reihe, die auch in dieser Gluthitze und nach zwei Stunden Vortrag noch einen Hut trägt. Sie pocht mit ihrem Stock auf den Boden und sagt zu dem aufgebrachtten Herrn: »Sie haben doch gehört, was Herr Professor Förster gesagt hat! Dass in einer Familie Werte ganz deutlich kommuniziert werden sollen, und schon kann Erziehung ohne Strafen gelingen. Ich finde das fabelhaft!« Dann wendet sie sich nach vorn, zwinkert und raunt mir zu: »Ich war einmal Oberstudienrat.« Der dreifache Vater ist außer sich: »Das ist doch sonnenklar,

dass die Regierung hier was machen muss, so wie in Frankreich. Handyverbot ...« Er ist rot angelaufen. »Und ich lasse mir auch keine Erziehungstipps von jemandem geben, der homosexuell ist und selbst keine Kinder hat.« Im Saal rumort es. Eine ungefähr vierzigjährige, bunt gekleidete Frau mit Bad-Hair-Frisur dreht sich zu ihm um und ballt die Faust: »Das kann ja wohl nicht dein Ernst sein, René, jetzt kommt schon mal ein renommierter Vorurteilsforscher zu uns in den Stadtsalon, fährt von Köln aus hier an den Mittelrhein für teuer Geld, und du kommst hier mir Stammtischparolen. Beleidigst den! Das geht gar nicht!« Herr Wittlich will antworten, wird aber von mehreren Seiten angeschrien.

Die Moderatorin geht dazwischen: »Meine Damen und Herren, es ist ja schön, wenn wir hier lebhaft diskutieren. Aber den Redner beleidigen, das geht nun wirklich nicht. Bleiben wir doch sachlich. Herr Professor Förster hat in seinem Vortrag ja auch gar nicht auf Erziehung abgehoben, sondern auf die Selbstregulation, also, wie es uns gelingt, uns selbst zu disziplinieren. Die Handys der Kinder, das war doch nur ein Beispiel, stimmt's?« Sie lächelt mich an, als hätten wir die Kindheit miteinander verbracht. Der Mann neben der bunten Frau ist ebenfalls aufgestanden und wendet sich zuerst an Frau Molitor und dann an den Vater: »Das ist richtig, Lissy, und wenn hier in Rhein am Rhein Schwule diskriminiert werden, dann ist es ein Zeichen von Zivilcourage, wenn meine Frau Brigitte hier für die Opfer eintritt.« Ich würde jetzt gern sagen, dass ich mich gar nicht als Opfer fühle, da kommt mir die feine Dame dazwischen: »Herrn Professor Försters sexuelle Orientierung spielt hier doch überhaupt keine Rolle. Und als Oberstudienrat a.D. muss ich Ihnen jetzt allen einen Tadel aussprechen.« Sie hebt mahnend den Zeigefinger und lächelt verschmitzt: »Ihr Kinder habt alle das Thema verfehlt. Ungenügend.«

Das ist richtig, denke ich, denn in dem Vortrag ging es

nicht um Vorurteile, sondern um Selbstregulation. Aber irgendwie hört das Publikum an diesem Abend wohl mein »altes Thema« heraus, das Thema, mit dem ich bekannt geworden bin. Ein übergewichtiger Mann in schwarzem Leder erhebt sich und krallt seine Hände in die Lehne des Vordermanns. Er schaut finster. Ich habe den Eindruck, mit dem ist nicht gut Kirschen essen. »Also, hier mal meine fünf Cent. Ich bin zwar nur ein asozialer, Bier saufender Biker, und ich habe auch überhaupt nichts gegen Schwule. Solange ihr die Pfoten bei euch behaltet, ist alles gut. Aber dieser ideologische Trip, auf dem der Herr Professor hier ist, ist doch komplett durchschaubar. Ich erinnere an Ihren Ausspruch in dieser Talkshow, in der Sie davon laberten, wir wären das reichste Land der Welt und so und dass wir es uns deshalb leisten könnten – nein, Sie sagten, dass wir sogar die *Pflicht* hätten, die Ausländer hier aufzunehmen. Putin lässt grüßen.« Er setzt sich hin und verschränkt die Arme vor der Brust. Die bunte Frau ist nicht mehr zu halten.

»Das ist doch genau das, was Deutschland ruinieren wird. Diese verdammte AfD. Diese Bier saufenden und pöbelnden Neofaschisten! Es ist echt zum Kotzen.« Ein paar Leute gehen. Der Biker grinst und öffnet zischend eine Bierdose. Ich denke: »Ich will auch eine.« Es ist heiß, zehn Uhr abends, und ich habe seit Mittag nichts gegessen. Sicherlich gibt es in dieser Kleinstadt keine Büdchen. Geschweige denn noch eine offene Küche um diese Zeit.

Die Moderatorin moderiert: »Unsere liebe Frau Gündero-de hier vorn hat recht. Wir sind alle nicht beim Thema!« Frau Oberstudienrat Gündero-de a. D. pocht mit dem Stock: »Ja, Lissy, dann wiederhole doch mal bitte das heutige Thema, damit es hier mal wieder manierlich vorangeht.« Lissy Molitor ist gerade überfordert, will in ihren Aufzeichnungen blättern, was ihr nicht gelingt, da sie in der einen Hand das Mikrofon hält. Die Blätter segeln auf den Boden, ich gehe auf die Knie

und sammle sie auf. Beherzt ergreift sie das Wort: »Also, zur Erinnerung: Der Titel des Vortrags war ›Unser Autopilot. Wie wir unseren inneren Schwulenhund besiegen‹.« Tosendes Gelächter. Immer noch vor ihr kniend, schüttle ich den Kopf. Die Arme wendet sich vom Publikum ab, mit hochrotem Gesicht. Zu allem Überfluss muss sie auch noch husten. Sie hat sich verschluckt. Wieder gibt sie sich einen Ruck und dreht sich zum Publikum, das sich vor Lachen biegt. Die folgenden Sätze werden immer wieder von Lachsalven unterbrochen. »Pardon, Schweinehund, bei Herrn Förster ging es um seinen Schweinehund ... ich meine, nicht um seinen, o Gott ... um uns alle, um unser aller Schweinehund ... wie wir ihn besiegen ... O Gott, Herr Förster, wie mache ich das nur wieder ... O Gott, wie konnte das passieren? ... Gibt es denn noch Fragen zum Vortrag selbst Ihrerseits?« Dann muss zuerst ich laut lachen und dann sie selbst. Einige stehen schon vor dem Büchertisch Schlange. Ich wollte noch ankündigen, dass im nächsten Frühjahr wieder ein Vortrag zur multikulturellen Gesellschaft ansteht, hänge aber das Mikrofon in den Ständer und sage nur: »Ich wünsche Ihnen ein gutes Leben!«, woraufhin einige applaudieren. Dann marschiere ich zum Büchertisch.

In diesem Buch geht es um Vorurteile. Wieder einmal. Nachdem vor gut zehn Jahren mein erstes Buch *Kleine Einführung in das Schubladendenken. Über Nutzen und Nachteil des Vorurteils* herauskam, lässt mich das Thema nicht mehr los. Über hundert Vorträge habe ich in der Zwischenzeit gehalten, ich war in zig Talkshows zum Thema und werde immer wieder als Trainer und Gutachter für die Bereiche Diskriminierung, Normen der politischen Korrektheit und Diversity eingeladen. Neuerdings auch zu Inklusion, Faschismus, Sexismus, Frauen in Führungsetagen. Hat sich in den letzten zehn Jahren etwas grundlegend verbessert? Nein, mag man denken,

wenn wir uns allein die Debatten der letzten Jahre anschauen. Im Gegenteil, hat sich die Lage nicht sogar verschlechtert? Der Begriff »Schubladendenken« wird nun standardmäßig für Diskriminierung benutzt, und wenn ich auch ein klein wenig stolz darauf bin, so kommt er mir doch wie eine Verniedlichung vor. Diskriminierung ist in Deutschland, und nicht nur hier, ein sehr ernstes Thema geblieben, und Ausgrenzung wird sogar noch leidenschaftlicher diskutiert als vor zehn Jahren, so kommt es mir vor. Wir haben eine nicht enden wollende Debatte über Geflüchtete, die unheilvollerweise mit einer »Islamdebatte« verwoben ist und wiederum als Grund dafür gesehen wird, warum in Deutschland rassistische Meinungen und sogar Parteien wieder salonfähig sind. Wir haben eine #MeToo-Bewegung und einmal mehr erfahren, dass Frauen immer noch massiv belästigt werden, hier und heute und nicht nur in den 50er-Jahren. Gleichzeitig empfinden manche diese Auseinandersetzung als übertrieben und sprechen von »Überempfindlichkeit« oder von einem »neuen Pranger«.

Diese Diskussionen waren alles andere als heiße Luft, hatten sie doch Konsequenzen, für politische Entscheidungen und Ereignisse und für viele Menschen. Weil sich Angela Merkel und Horst Seehofer in der Flüchtlingsfrage nicht einigen wollten, wäre fast die Regierung zerbrochen, mit einigen Schäden für die politische Glaubwürdigkeit. Weil sich Mesut Özil diskriminiert fühlte, verließ er die Nationalmannschaft und provozierte eine #MeTwo-Bewegung,<sup>2</sup> in der wir erfahren mussten, wie unsäglich unfair Deutsche mit sogenannten Ausländern umgehen. Und zahlreiche Männer verloren ihre Posten, weil herauskam, wie sie mit Mitarbeiterinnen und Kolleginnen umgegangen sind – es werden weitere folgen. So hat die #MeToo-Bewegung bestimmte Institutionen wie etwa die Universitäten noch gar nicht erreicht, und sie wird, wenn sie schließlich dort ankommt, die Alma Mater in ihren

Grundfesten erschüttern, das kann ich schon jetzt prophezeien, denn schließlich habe ich über dreißig Jahre lang an Universitäten verbracht, darunter siebzehn als Professor.<sup>3</sup> Auch in Sachen Gleichberechtigung im Beruf hat sich an den deutschen Universitäten kaum etwas getan. Während achtzig Prozent der Psychologie Studierenden Frauen sind, gibt es immer noch nur zwanzig Prozent Professorinnen.

Während meiner Zeit an Universitäten in Deutschland, den Niederlanden und New York habe ich zig Forschungsprojekte über Vorurteile und soziale Kognitionen durchgeführt. Über hundert wissenschaftliche Artikel sind daraus entstanden. Über diesen langen Zeitraum hat sich auch die Wissenschaft weiterentwickelt.

Aus diesem Grunde habe ich mich entschieden, das alte Buch *Kleine Einführung in das Schubladendenken* nicht zu überarbeiten, sondern stattdessen ein neues Buch zu schreiben. Die Theorien zur Entstehung von Vorurteilen haben über die Jahre Bestand gehabt und sich als sehr nützlich erwiesen, weshalb ich sie hier noch einmal zusammenfassen und durch neue Ansätze ergänzen werde. Andere Forschungsbereiche haben sich vom Alltag entfernt und sind eine Art Elfenbeinturm-Forschung geworden, mit der ich Sie nicht belästigen werde. Es geht hier vielmehr darum, den neuesten Forschungsstand in verständlicher Weise – so wie im Ursprungsbuch – zu präsentieren, mit zahlreichen Anekdoten und Fallbeispielen zu veranschaulichen, sowie darum, zu ergründen, was die Wissenschaft zu den brennenden gesellschaftlichen Fragen beitragen kann. Ich bin mittlerweile nicht mehr allzu optimistisch, dass ich mit einem Buch die Welt verändern kann, hoffe aber, dass die wissenschaftliche Psychologie hilfreich ist, um Vorurteile und Diskriminierung im Alltag besser zu verstehen. Ich präsentiere Ihnen die wichtigen Befunde der internationalen Psychologie, die uns helfen könnten, Diskriminierung und Aggression gegenüber Min-

derheiten anzugehen. Das meiste wurde in den USA entwickelt und entdeckt. Es trifft jedoch, wie Sie sehen werden, auch auf Deutschland zu. Wann immer ich sie finden konnte und für relevant hielt, nutzte ich auch deutsche Forschung.

Mein Spezialgebiet ist die *Sozialpsychologie*, das heißt die Psychologie, die sich mit dem Alltagsleben der Menschen beschäftigt, die nicht als »klinische Fälle« betrachtet werden können. Sie beschäftigt sich vornehmlich damit, wie wir andere Menschen wahrnehmen, und dabei, so hat man in fast hundert Jahren intensiver Forschung festgestellt, spielen Vorurteile eine große Rolle. Ich habe diesen Bereich der Psychologie einmal »Alltagspsychologie« genannt, 2018 dann ein plastischeres Bild entwickelt: die »Alienpsychologie«. Sozialpsychologie ist demnach der Versuch, einem intelligenten Alien zu erklären, warum wir Menschen uns so und nicht anders verhalten, warum manche Menschen Blondinen doof finden, warum ärmere intelligente Kinder seltener an Universitäten studieren oder warum es so wenige Frauen in Führungspositionen gibt. Ich erkläre meinem Alien, der gern WRX genannt werden will, auch, was uns selbst selbstverständlich und teils sogar »gottgegeben« erscheint, denn ein Alien würde auch fragen, warum wir dabei zusehen, wie Menschen, die aus ihrer Heimat flüchten, im Meer ertrinken, warum Homosexuelle brutal zusammengeschlagen werden und warum ein Mann Präsident werden kann, der behauptet, sein Reichtum erlaube es ihm, Frauen in den Schritt zu greifen.

Das Bild des Aliens macht vielen meiner Zuhörer\*innen auch deshalb Spaß, weil es dazu animiert, einmal darüber nachzudenken, wie alles auch ganz anders sein könnte. Warum eigentlich dürfen wir Autos auf der Straße abstellen, nicht aber unsere Kleiderschränke? Warum müssen sich alte Menschen in unseren Altenheimen einschränken? Das alles muss ich WRX immer wieder erklären. Er ist der festen Überzeugung, *alles könnte auch ganz anders sein*, es gebe immer

viele verschiedene Perspektiven auf dieser Welt ... vermutlich liegt es daran, dass er, im Gegensatz zu uns, viele Köpfe hat, die sich gegenseitig beobachten können. Und dass diese Köpfe verschiedene Charaktere haben – einer ist bescheiden, einer aggressiv, einer materialistisch, einer einfach grün schillernd und inhaltsleer ... WRX meint, dass es in unseren Köpfen genauso aussieht. Es gebe immer verschiedene Teile in uns, und jeder hat eine andere Perspektive. Komischerweise nutzen wir aber meistens nur eine ...

Teil I

**Vorurteile, Diskriminierung  
und Stereotype –  
Von was reden wir hier eigentlich?**



In der Alltagssprache ist häufig von »Vorurteilen« die Rede, und auch die Fremdwörter »Klischee« und »Diskriminierung« haben es auf die Straße geschafft. Irgendwie wissen wir alle, was wir damit meinen. Und doch, wenn es relevant wird, wollen wir es genauer wissen. Wenn der schwarze Student *Tori Reichel* in einem offenen Brief an die Uni Wien beklagt, dass sie sein Foto nutzt, um ihre »internationalen Kontakte« anzupreisen – ist das übertrieben? Der in Oberndorf bei Salzburg geborene 23-Jährige fühlte sich durch diese Verwendung des Bildes »diskriminiert«. Oder was ist mit der Klage von Frauen gegen Banken wegen Diskriminierung? Sechs Mitarbeiterinnen warfen der Dresdner Kleinwort (die ehemalige Investmentsparte der Dresdner Bank) vor, niedrigere Bonuszahlungen als Männer für dieselbe Leistung erhalten zu haben. Mitarbeiterinnen unter anderem von Morgan Stanley, Merrill Lynch und der Deutschen Bank prangerten »eine Kultur der Diskriminierung« an, »Männerzirkel«, zu denen sie keinen Zugang gehabt hätten. In vielen Klagen war die Rede von Vertragsabschlüssen und Entscheidungen, die im Bordell verhandelt worden waren. Nicht wenige Frauen erhielten recht und Millionenbeträge als Schadensersatz.<sup>1</sup> Oftmals endeten die Prozesse in einem vorgerichtlichen Vergleich, wohl weil die Banken einen publikumswirksamen Prozess als große Gefahr einschätzten. Man hat also Angst davor, als diskriminierend angesehen zu werden. Diskriminierung beschäftigt freilich nicht nur Banken und Universitäten, sondern betrifft nahezu alle Lebensbereiche – auch den Sport.

»Schweren Herzens und nach gründlicher Überlegung werde ich wegen der zurückliegenden Vorkommnisse nicht länger für

die deutsche Nationalmannschaft spielen, da ich Rassismus und fehlenden Respekt spüre«<sup>2</sup>, so Mesut Özil am 22. Juli 2018. Diese Ankündigung traf das hitzegeplagte Deutschland wie ein Paukenschlag. Er fühle sich als Türke und Muslim diskriminiert, obwohl er Deutscher sei. Nicht angekommen in dieser Gesellschaft. In seinen drei Briefen, die er um diesen Austritt herum veröffentlichte, schildert er Beispiele für offenen Rassismus: »Ich wurde von Bernd Holzhauer (ein deutscher Politiker) als ›Ziegenficker‹ wegen meines Bildes mit Präsident Erdoğan und meines türkischen Hintergrunds bezeichnet. Außerdem sagte mir Werner Steer (Chef des Deutschen Theaters), dass ich mich ›nach Anatolien verpissen soll‹, ein Gebiet in der Türkei, aus dem viele MigrantInnen stammen.« Und er zitiert einen »Deutschland-Fan, der mir nach dem Spiel gegen Schweden gesagt hat: ›Özil, verpiss dich, du scheiß Türkensau. Türkenschwein, hau ab.« Allerdings hatte es Kritik nicht allein gehagelt, weil Herr Özil sich mit Erdoğan abbilden ließ, auch sein Spiel missfiel vielen Fans und Sportjournalisten. Waren das etwa alle Rassisten? Wie definiert man ein Vorurteil? Und wer entscheidet, wann Diskriminierung vorliegt?

## Das ABC der Psychologie

In der Psychologie untersuchen wir, wie Menschen denken, fühlen und handeln. Diesen Bereich des menschlichen Lebens kann man mit der **ABC-Formel** gut erfassen:

**A** wie **A**ffect = Emotion, Stimmung, Gefühl

**B** wie **B**ehavior = Verhalten und

**C** wie **C**ognition = Denken, Wahrnehmung, Erinnern

Man kann sich fragen, was Menschen fühlen (A), wenn sie Özil einen »Scheißtürken« nennen (Ärger? Neid? Wut? Schadenfreude? Mitleid? Hass? etc.), was sie über Türken denken (C) (»Die sollen nach Hause gehen«, »Die nehmen uns die Jobs weg« etc.) und wie sie sich ihnen gegenüber verhalten (B) (meiden, beleidigen, ignorieren etc.).

Unter einem Vorurteil versteht man in der wissenschaftlichen Sozialpsychologie, die sich mit dem Phänomen zentral beschäftigt, gemeinhin *eine Abneigung oder Zuneigung gegenüber einer Person aufgrund ihrer Zugehörigkeit zu einer sozialen Gruppe*. Eine soziale Gruppe bilden zum Beispiel Türken, Sinti, Deutsche, aber auch Frauen, Oberstudienräte, Pubertierende, Veganer, Mathematikerinnen, ein Organisationsteam, Übergewichtige etc. Offensichtlich müssen sich die Mitglieder einer sozialen Gruppe weder kennen – wie sollten sich beispielsweise sämtliche Pubertierende der Welt kennen? – noch miteinander interagieren (im Sinne eines Teams), sondern werden lediglich deshalb als Gruppe wahrgenommen, weil sie ein gemeinsames Merkmal tragen. Ein solches Merkmal kann erworben werden, wie zum Beispiel Porsche-Sammler oder Priester sein, oder angeboren sein wie Geschlecht,

Ethnie, Hautfarbe oder sexuelle Orientierung, um nur einige zu nennen.

Ein Vorurteil beinhaltet eine Emotion oder – wie wir Sozialpsycholog\*innen sagen – einen affektiven positiven oder negativen Wert, der sich in Abneigung («Ich mag keine Türken») oder Zuneigung («Ich finde Türken klasse») ausdrücken kann. Daraus entwickeln sich Meinungen. »Ich finde, die Türken integrieren sich nicht genug und wollen mit uns Deutschen nichts zu tun haben« wäre ein Beispiel oder »Türken sind sehr kinderlieb«. Nicht immer – aber häufig – basieren Urteile über andere auf dürftigem Wissen. Man fällt ein Urteil, obwohl man wenig über die Person und oft auch wenig über die Gruppe weiß. »Beamte sind faul«, »Frauen können kein Unternehmen führen«, »Schwule machen nur Party« oder »Fußballspieler haben nichts in der Birne« sind solche Vorurteile. Auf Personen angewandt wäre es so etwas wie: »Der neue Nachbar ist Lehrer – na, der wird sicherlich genug Zeit haben, sich über den Balkon zu hängen und die Kinder anzumeckern!«

Im Gegensatz zum allgemeinen Sprachgebrauch gibt es auch positive Vorurteile: »Homosexuelle sind kreativ und haben Geschmack«, »Dicke sind lustig und gute Kumpel« oder »Schwarze sind die besten Sportler« gehören dazu. Letztendlich resultieren negative Emotionen wie Ekel, Angst, Neid in einer negativen Meinung und positive Gefühle wie Neugier, Freude, Erregung in einer positiven Meinung.

Manche Affekte sind uns aber auch nicht bewusst. Vor allem dann, wenn wir uns schnell negativer Vorurteile entledigen wollen, die wir während unserer Kindheit entwickelt haben. An der Jacobs University Bremen begegnete ich einer Studentin, die aus einem Land kam, in dem Homosexuelle wie Aussätzige behandelt werden. Sie erzählte, wie ein schwuler Mitschüler gefesselt und halb tot geschlagen wurde, vor den Augen aller Dorfbewohner. Irgendwann wandte sie sich

an mich und sagte: »Ich habe Ihre Vorlesung besucht und habe mich total verändert. Ich akzeptiere jetzt Homosexuelle, und darauf bin ich auch ein wenig stolz. Vielen Dank, dass Sie mich so wachgerüttelt haben.« So sehr mich das rührte, so wenig erkannte ich das in ihrem Verhalten. Als einmal auf dem Campus ein Film gezeigt wurde, in dem zwei Männer sich küssten, zuckte sie zusammen und hielt sich die Hände vor die Augen. Diese Verhaltensweise war allerdings für jemanden, der jahrelang einer homophoben Kultur ausgesetzt war, zunächst völlig »normal«, denn unser Langzeitgedächtnis speichert Emotionen, die mit bestimmten Verhaltensweisen oder sozialen Gruppen zusammenhängen. Dies erlaubt es uns, schnell auf Eindrücke von außen zu reagieren. Wenn wir gelernt haben, dass große schwarze Männer gefährlich sind (egal, ob das stimmt oder nicht), dann wechseln wir, wenn uns ein solches Exemplar nachts entgegenkommt, eher die Straßenseite, als wenn eine 1,50 Meter große Chinesin auf uns zuläuft. Unser emotionales Langzeitgedächtnis radiert nicht einfach und sofort Gedächtnisspuren aus, die uns seit Jahren dabei geholfen haben, in unserer Kultur »gut« und »böse« voneinander zu unterscheiden. Es braucht vielmehr Zeit und bedarf einiger Arbeit an sich selbst, um spontane negative Reaktionen durch positive zu ersetzen. Selbst wenn man den festen Willen hat, dauert es, ein Vorurteil zu zertrümmern.

Auch einmalige traumatische Erfahrungen können zu starken Vermeidungsreaktionen oder Abneigungen führen. Viele Kölnerinnen haben berichtet, dass bei ihnen Vorurteile durch die sogenannte Silvesternacht in Köln entstanden waren: dass sie nachts besonders empfindlich reagierten, wenn ihnen ein Mann mit dunkler Haut begegnete, und sie manchmal sogar starke Angst entwickelt hatten. Manche waren durch diese Empfindungen ganz verwirrt, denn sie wollten gar nicht so reagieren, hielten sich für tolerant und gehörten sozialen Gruppen an, die Geflüchtete eher begrüßen wollten und das

Leid dieser Menschen verstanden. Dies ist nicht verwunderlich, denn unser emotionales Gedächtnis vergisst Angstbesetztes, aber auch Ekel oder Unwohlsein nicht so schnell, auch wenn unsere Vernunft das vielleicht möchte. Wir kennen das von Lebensmittelvergiftungen: Viele Menschen können nach einer Muschelvergiftung keine Meeresfrüchte mehr essen. Und so gesteht der linke Shooting-Star der französischen Literaturszene Edouard Louis voller Scham, dass er, nachdem er von einem Algerier vergewaltigt worden war, rassistische Gefühle entwickelt hätte, die er auf der Kopfebene vehement ablehne.

In der Sozialpsychologie sprechen wir zudem von *Stereotypen*. Sie betreffen das *C*, die *Cognition*, also das Denken über bestimmte soziale Gruppen. Stereotype sind mit einer sozialen Gruppe assoziierte Eigenschaften, die starke Abneigung oder Zuneigung beinhalten können, aber nicht müssen, wie »Türken essen Döner«, »Schwarze leben in den USA in ärmeren Vierteln« oder »Frauen reden mehr als Männer«. Ich habe diese assoziativen Netzwerke einmal *Pseudowissensstrukturen* genannt, die im Langzeitgedächtnis gespeichert werden. Pseudowissen deshalb, weil wir ständig allen möglichen Informationen über soziale Gruppen ausgesetzt sind und sie manchmal einem Test standhalten, oftmals aber auch nicht. Auf der anderen Seite nutzen wir diese Stereotype wie ein Wissen um Objekte oder Situationen, das heißt, wir richten uns häufig danach. Wenn wir so etwas abgespeichert haben wie »Frauen sind kommunikativer als Männer«, stellen wir unter Umständen lieber eine Frau in unserem Callcenter ein als einen vielleicht gleich qualifizierten Mann. Und wir würden Pizza eher in einem italienischen Restaurant bestellen als in einem Brauhaus. Im Gegensatz zum Affekt, der bei Vorurteilen eine starke Rolle spielt, entsprechen Stereotype rein gedanklichen Konstruktionen. Man hat Vorurteile »heiß« und

Stereotype »kalt« genannt, weil Letztere recht verkopft daherkommen können. Die Annahme etwa, dass Italiener\*innen Pizza mögen, mag nicht unbedingt zur Folge haben, dass ich sie gern mag oder der Meinung bin, Italiener\*innen sind tolle Europäer\*innen.

Stereotype sind üblicherweise in einem gesellschaftlichen Kontext entstanden und beinhalten *sozial geteiltes* Pseudowissen. Uns Deutschen sind Stereotype wie »Alte sind weise, aber vergesslich«, »Manager sind männlich und Materialisten«, »Biker tragen Lederjacken« oder »Amerikaner sind häufig übergewichtig« bekannt – dies bedeutet, dass die meisten in unserem gesellschaftlichen Kontext ein solches Pseudowissen im Gedächtnis gespeichert haben. Wenn man an ein Stereotyp glaubt und es vertritt, also zum Beispiel tatsächlich meint, dass Amerikaner übergewichtig und unwissende Cowboys seien, und darüber hinaus Übergewichtige unattraktiv oder gar eklig findet, dann würde aus dem Stereotyp ein Vorurteil. Wenn man diese Assoziationen eher fragwürdig findet, handelt es sich immer noch um ein Stereotyp, aber nicht um ein Vorurteil. Man *weiß*, dass andere so über Amerikaner denken, hat also »stereotypes Wissen«, findet es jedoch gleichzeitig nicht nützlich oder sogar verwerflich, so über andere zu denken.

Diese Unterscheidung ist für viele Leser\*innen sicherlich nicht so wichtig, denn im Alltag lassen sich Vorurteile und Stereotype oftmals nicht voneinander trennen. Wenn mir irgendwann meine Musiklehrerin vermittelt hat, dass Schwarze besser Jazz singen als Weiße, dann vertrete ich vielleicht auch diese Meinung und fühle mich wohl, sobald Louis Armstrong in einem Café erklingt. **A**, **A**ffect, und **C**, **C**ognition, überlappen sich also häufig.

Allerdings werde ich später über Forschung berichten, die zeigt, dass die kalte, emotionslose Assoziation »Schwarze = Getto« selbst bei toleranten Menschen zu Diskriminierung

führen kann. Aus diesem Grund machen wir in der Forschung einen Unterschied zwischen A und C, denn um zu diskriminieren, braucht man keine Rassistin oder ein Sexist zu sein – manchmal, so gruselig das klingen mag, diskriminieren wir alle.

Im Alltag würde man häufiger das Wort »Klischee« benutzen. Während allerdings das Klischee eindeutig unwahre oder übertriebene Vorstellungen beinhaltet und daher niemals zutrifft, kann ein Stereotyp der »Wirklichkeit« entsprechen oder sich ihr annähern – oder auch nicht. Natürlich müssen wir bei der Personenbewertung mit Begriffen wie »Wahrheit« und »Wirklichkeit« vorsichtig umgehen, denn letztendlich ist unklar, wer eigentlich bestimmt, wann jemand dumm, attraktiv, aggressiv oder kreativ ist, um nur ein paar Beispiele zu nennen. WRX hat umgehend erkannt, dass solche Urteile immer auf die Perspektive ankommen. Er mag das Wort *ist* sowieso am wenigsten und meint, nach dem nächsten Evolutionsschub würden wir Menschen nur noch danach beurteilen, was sie *tun*.

Stereotype sind die *Schubladen*, die wir in unserem Gedächtnis vorfinden. Treffen wir auf eine fremde Frau, scannt unser Wahrnehmungsapparat sie zunächst nach gruppentypischen Merkmalen. Wir erkennen, so die Forschung, innerhalb von Millisekunden, noch bevor wir einen Menschen überhaupt bewusst wahrnehmen, ob es sich bei ihm um einen Mann oder eine Frau handelt, ob er jung oder alt ist, weiß oder schwarz, ob er ärmlich oder teuer gekleidet ist. Eine Fremde wie Frau Günderode kommt also zunächst in die Schublade »alte, wohlhabende Frau«, in der passende Assoziationen herumliegen wie »liest gern Romane«, »spricht Fremdsprachen« oder »kocht gut«. Damit haben wir in Millisekunden einen groben Eindruck von ihr. Will ich mit ihr ins Gespräch kommen, spreche ich sie vermutlich nicht auf die letzten Bundesliga-Ergebnisse an, weil »Fußball« in ihrer

Schublade schlichtweg nicht zu finden ist, sondern mache ihr vielleicht Komplimente bezüglich ihres schicken Kleides oder rede über meinen Hundewelpen, der gerade meine Prada-Schuhe zerlegt hat.

*Diskriminierung* bezeichnet ein unterschiedliches Verhalten gegenüber einer Person aufgrund ihrer Gruppenzugehörigkeit. Diskriminierung gründet auf Stereotypen und Vorurteilen: Viele von uns haben in ihrem Kopf gespeichert, dass Fußball ein Männersport ist (**C**: Stereotyp), viele sind auch der Meinung, dass Frauen nicht so gut Fußball spielen (**A**: Vorurteil) – deshalb schauen sich viele die Frauenfußball-WM gar nicht erst an (**B**: Diskriminierung). Viele würden ihre Tochter eher dazu motivieren, in den Ballettunterricht zu gehen, statt dem Fußballverein beizutreten, obwohl sie den so klasse findet (**B**: Diskriminierung). Diskriminierung beinhaltet die Wendung »einen Unterschied machen«. Dies kann auf eher harmlos erscheinende Beispiele zutreffen: »Weil sie eine Tochter und kein Sohn ist (Unterscheidung), schicke ich sie eher zum Reiten als zum Fußball.« Diskriminierung ist auch, dass der schwarze Student Tori Reichel in der Uni-Broschüre nur in Kontexten auftaucht, in denen es um die Internationalität der Universität geht. Hier wird ein Unterschied gemacht, der noch dazu der Realität nicht standhält, da Reichel gebürtiger Österreicher ist.

Diskriminierung umfasst eine breite Skala von Verhalten, die von mild bis sehr schwerwiegend reicht: Wenn Sie sich – bewusst oder unbewusst – auf einen Platz weiter weg von einer Türkin im Bus setzen, hätten wir es demnach bereits mit Diskriminierung zu tun. Wenn ich eine Studentin, die sich im Statistikkunterricht meldet, ignoriere, weil ich denke, Frauen könnten eh nicht rechnen, dann wären die Folgen schon schwerwiegender. Wenn Kinder einen Kleinwüchsigen mobben und schlagen, wäre das noch heftiger. Weit oben auf der

Skala findet sich extrem aggressives Verhalten gegenüber Menschen bestimmter Gruppierungen wie Übergriffe auf Kippa-Träger oder Überfälle auf Flüchtlingsunterkünfte – am Ende steht der Völkermord.

**A, B und C** – alle drei Faktoren beinhalten die Gruppenzugehörigkeit eines Menschen. Es geht bei Vorurteilen, Stereotypen und Diskriminierung immer um Generalisierungen, das heißt nicht um ein bestimmtes Individuum, sondern um diesen Menschen als *Mitglied einer sozialen Gruppe* und darum, was wir von ihr halten. Wenn ich eine Studentin ignoriere oder nicht mag, weil sie sich mir gegenüber unverschämt verhalten hat oder weil sie die Seminare schwänzt, muss ich mir vermutlich nicht vorwerfen, aufgrund eines Vorurteils zu handeln. Hier hat mein Verhalten mit dem spezifischen Verhalten der Studentin, einem Individuum zu tun und nicht mit der Gruppenzugehörigkeit Frau. Mag ich sie allerdings nicht, weil ich denke, Frauen nähmen ihr Studium weniger wichtig als die ehrgeizigeren Männer, dann handle ich auf der Basis eines klassischen Vorurteils.

Manchmal sind unsere Stereotype so stark im Kopf verankert, dass wir gar nicht verstehen können, wenn sich jemand aus einer sozialen Gruppe ganz anders verhält. Walter Lippman, ein Journalist in den 1920er-Jahren, beschrieb sie als »Bilder im Kopf«, die sehr feste Vorstellungen davon beinhalten könnten, wie etwas zu sein habe.

Ein absurder Vorfall im Jahr 2018 in Österreich mag das illustrieren. Ein Beamter des Bundesamts für Fremdenwesen und Asyl lehnte das Asylgesuch eines homosexuellen Afghanen mit folgender Begründung ab: »Weder Ihr Gang, Ihr Gehabe oder Ihre Bekleidung haben auch nur annähernd darauf hingedeutet, dass Sie homosexuell sein könnten«, und weil ihm bekannt war, dass sich der Mann im Asylheim ab und zu gestritten hätte. »Ein Aggressionspotenzial ist bei Ihnen also

vorhanden, was bei einem Homosexuellen nicht zu erwarten wäre.« Der Beamte glaubte auch der Aussage nicht, dass der Mann heterosexuelle Jungen geküsst habe: »Dass Sie nicht homosexuelle Jungs geküsst hätten, sogar viele davon, ist absoluter Unsinn. Sie hätten das im Spaß gemacht, behaupteten Sie. Hätten Sie das tatsächlich bei einem nicht homosexuellen Jungen gemacht, dann hätten Sie furchtbare Prügel bezogen.« Der Beamte hat zudem genaue Vorstellungen davon, wie Heterosexuelle ticken: »Kein Mann lässt sich von einem anderen Mann küssen, wenn er nicht homosexuell ist. Das ist völlig undenkbar.«

Stereotype Vorstellungen sind, wie dieses Beispiel zeigt, manchmal wie in Stein gehauen, und Menschen vertreten sie mit großer Überzeugung, als gäbe es keine Alternativen. Die Welt erscheint schwarz oder weiß, Graustufen sind »völlig undenkbar«. Das Beispiel zeigt auch, welche verheerenden Konsequenzen diese Konstruktionen haben können, denn einem abgeschobenen homosexuellen Afghanen drohen in seinem Heimatland Folter und Tod. Deshalb hat der Europäische Gerichtshof auch einen Anspruch auf Asylrecht bei homosexuellen Afghanen vorgeschrieben. In Europa schicken wir keine Geflüchteten in den Tod.

Immer wieder höre ich: »Ach, kommen Sie, Herr Förster, wenn Sie in Polen Urlaub machen, dann fahren Sie doch sicher nicht mit Ihrem eigenen Auto dorthin?« Und ein Universitätskollege, der mich immer wieder mit deutschen Vorurteilen aufziehen will, meinte: »Aber ihr Deutschen dürft euch doch nicht wundern, dass ihr inzwischen vor allem mit dreckigen Pornos in Verbindung gebracht werdet. Dafür seid ihr doch bekannt! No condoms, SM, Gangbangs – wer macht denn sonst solche Filme? Da habt ihr doch eindeutig eure Marktlücke gefunden.«

Ich habe Stereotype als *sozial geteiltes Pseudowissen* bezeichnet. Manche halten einem objektiven Test stand, andere

nicht und leiten trotzdem unser Verhalten, enthalten zumindest eine Empfehlung, wie man sich gegenüber bestimmten Menschen oder in bestimmten Situationen verhalten sollte. Ich besitze zwar – und darauf bin ich stolz – seit dreißig Jahren kein Auto, aber hätte ich eines, würde ich mir tatsächlich überlegen, ob ich damit in Länder fahre, die in dem Ruf stehen, dass dort viele Autodiebstähle stattfinden. Stereotype leiten auch das Verhalten eines marokkanischen Teilnehmers meiner Therapeuten-Ausbildung, der immer eine halbe Stunde vor Seminarbeginn im Raum sitzt: »Ich habe das Gefühl, fünf Minuten zu spät und du bist in Deutschland ein toter Mann.«

Dies sind Beispiele dafür, dass wir Stereotype nutzen, um zu urteilen, zu entscheiden und zu handeln. Wir machen dabei sicherlich Fehler, doch die meisten davon können wir uns in unserem Luxusleben leisten. Sollte die Anmietung eines Leihwagens für eine Polenreise übertrieben sein, weil da mittlerweile gar nicht mehr so viele Autos gestohlen werden, habe ich dreihundert Euro in den Sand gesetzt – so what? Als ich in New York lebte, habe ich viel verpasst, wie ich später merkte, weil ich spannende Viertel wie die Bronx, Queens und Harlem mied (damals *bad neighbourhoods*). Man kann diese Fehler aber verkraften und wird Zusatzausgaben und übertriebene Vorsicht rational begründen mit Sprüchen wie »Sicher ist sicher« oder »Lieber einmal zu vorsichtig gewesen, als zu riskant gehandelt«. Was ist daran problematisch?

Das Beispiel Harlem zeigt, dass wir uns oftmals an Stereotypen orientieren, die vielleicht irgendwann einmal nützlich erschienen, jetzt aber nicht mehr zutreffen. Viele Stereotype sind veraltet und trotzdem intakt, denn unser Langzeitgedächtnis vergisst halt wenig. 1996 bis 1998 lebte ich in New York, und damals war die Empfehlung, sich nicht im nördlichen, an Harlem angrenzenden Teil des Central Park aufzuhalten. Das war damals ein guter Rat, denn tatsächlich

wurden dort öfter Leichen gefunden. Im Jahr 2018, während ich mich länger in diesem Teil Manhattans aufhielt, berichteten mir viele New Yorker, dass der untere Teil Harlems längst gentrifiziert sei. Trotzdem meiden immer noch viele Tourist\*innen diesen Bereich. Tatsächlich überleben viele Stereotype ihren Wahrheitsgehalt.

Vieles glauben wir auch viel zu voreilig. Wenn ich von einer Kollegin höre, dass bulgarische Studierende besonders leistungsmotiviert wären, rumänische aber nicht, halte ich das schnell für eine objektive Beobachtung. Dieses Beispiel zeigt auch, wie schwierig es ist, ein »wahres« Bild zu formen. Wie sollte ich das denn machen? Eine Umfrage unter meinen Kolleg\*innen durchführen, welche Studierenden motiviert sind? Soziales Wissen ist häufig vage. *Wir überprüfen Stereotype nicht, weil das oftmals nicht möglich ist.* Somit sind Stereotype also lediglich Hinweise und keine Ratgeber.

Oftmals hinterfragen wir auch die *Repräsentativität* einer Aussage nicht, das heißt, wir hören oder beobachten einen Zusammenhang zwischen einer Person und deren Verhalten ein einziges Mal und denken, es müsste immer und auf die ganze Gruppe zutreffen. An der Jacobs University, wo Studierende aus achtzig Nationen studierten, fiel mir das besonders auf. Ich beobachtete ein oder zwei von ihnen und zog daraus Schlüsse. Mir fiel zum Beispiel eines Tages auf, dass die beiden bulgarischen Studenten vegetarisch aßen, und so schloss ich daraus: In Bulgarien ist Vegetarismus ein Thema. Ich lernte einen nigerianischen Studenten der Ingenieurwissenschaften kennen, der bei mir im Nebenfach Kurse belegte, und schloss daraus: Junge Leute aus armen Ländern studieren eher etwas, mit dem man richtig was anfangen kann, also Staudämme bauen, Transportfirmen leiten, Minen sprengen etc., als Psychologie oder soziale Wissenschaften, wo man »vor allem redet«. Den nächsten nigerianischen Teilnehmer meiner Kurse hielt ich wochenlang für einen Nebenfachstudie-

renden, obwohl er aus Leidenschaft Psychologie als Hauptfach gewählt hatte.

Zudem sind Stereotype ja *Generalisierungen*. Selbst wenn sie auf eine Gruppe zutreffen, müssen sie nicht auf alle einzelnen Mitglieder zutreffen. Lese ich in mehreren Reiseführern, dass Mexiko eine Machokultur ist, und finde dies auch in soziologischen Betrachtungen wieder, dann kann ich mich im Allgemeinen auf Kontakte dieser Art einstellen – meine weiblichen Reisebegleitungen warnen oder sogar schützen und mir Antworten zurechtlegen, wenn es mir zu viel wird. Aber dieses Stereotyp sagt mir natürlich nichts darüber, wie eine einzelne Person tickt. Es kann sein, dass die mexikanische Reiseleitung Fernando alles andere als ein Macho ist, und er könnte genervt sein, wenn ich ihn dafür hielte. *In dem Fall wäre der Fehler, dass ich alle über einen Kamm schere*. WRX nickt, als ob er alles im Prinzip verstanden hätte, jedoch schüttelt er auch viele seiner Köpfe – er fragt sich, wie die Menschheit mit solchen vereinfachenden Hirntools überleben konnte. Er kann sich durchaus vorstellen, dass Menschen aufhören, andere zu bewerten, und, wenn sie schon werten möchten, nachfragen, um sich ein komplexes, faires Bild von jemandem zu machen. Mir scheint, so funktionieren wir leider nicht. Vermutlich fehlt uns die Zeit, um uns eingehende Gedanken zu machen.

Stereotype sind somit Theorien über das Leben, die häufig falsch oder veraltet sind oder für die es keine Beweise oder Evidenz gibt. Solche Theorien haben wir über alles und jedes, und immerzu versuchen wir Menschen, aus wenigen Informationen Sinn zu machen. Nur selten bringt uns das um. Ein tragisches Gegenbeispiel möchte ich Ihnen aber nicht vorenthalten: So mancher Tourist hat schon in einem amerikanischen Nationalpark sein Leben gelassen, weil er Bären für Kuscheltiere hielt und sie zum Foto-Shooting in sein Auto auf den Beifahrersitz einlud.